

Hand in Hand – oder doch lieber allein?

Am Markt und bei der Berufsbildung stehen traditionelle Handwerksmetiers vor besonderen Herausforderungen

Alte Handwerksberufe, die nur noch wenige Lernende auf sich vereinigen, setzen vermehrt auf Kooperationen mit verwandten Gattungen. Die Last der laufenden Berufsreform ist so besser verteilt. Doch es gibt auch Risiken.

Robin Schwarzenbach

Der heilige Josef wartet geduldig auf den letzten Schnitt. Die 14 Zentimeter grosse Krippenfigur gehört zu den Klassikern im Sortiment. Erfahrene Holzbildhauer schaffen bis zu sieben Exemplare pro Tag. Der Lernende der Brienzer Holzbildhauerei Huggler hat sich an diesem Montag einer Serie von fünf Stück angenommen. Die Rohlinge aus Lindenholz werden zunächst an einer Kopierfräsmaschine vorgefertigt. Dann erst nimmt der angehende Holzbildhauer an einer Hobelbank einen Meissel zur Hand, um der Figur nach und nach ihre definitive Gestalt zu geben.

Neue Wege gehen

Handgeschnitzte Krippenfiguren haben am Brienzersee eine lange Tradition. Die «Christnacht»-Reihe aus dem Hause Huggler etwa geht auf einen Entwurf des Firmengründers aus dem Jahr 1915 zurück. Heute machen Josef, Maria, das Christkind und die anderen Charaktere der Weihnachtsgeschichte rund 70 Prozent des Umsatzes aus. Das Unternehmen beschäftigt 6 ausgebildete Holzbildhauer und gilt landesweit als einer der grössten Betriebe seiner Art.

Allein, vor 20 Jahren zählte Huggler noch 20 Berufsleute. Ausgebildet wurde damals nicht nur eine Person, sondern drei. Der Verkauf von hochwertigen, nicht eben günstigen Schnitzereien ist ein konjunkturabhängiges Geschäft. Touristen – im Berner Oberland eigentlich ein wichtiger Wirtschaftsfaktor – gehören nicht zu den Kernkunden. Besser laufen Bestellungen aus der ganzen Schweiz. Auch in Deutschland, Grossbritannien und in den USA finden Brienzer Krippenfiguren treue Käufer, wie der Geschäftsführer Markus Flück erklärt. «Die ungünstigen Wechselkurse der letzten Wochen haben aber auch uns zugesetzt», ergänzt der 30-Jährige.

Flück weiss, dass sein Berufsstand neue Wege gehen muss, sofern Produkte von Holzbildhauern langfristig



An der Schule für Holzbildhauerei in Brienz sind derzeit alle 24 Ausbildungsplätze belegt.

JANINE SCHRANZ / NZ

eine Chance haben sollen auf dem Markt. Der Werdegang des Geschäftsführers ist dafür ein gutes Beispiel. Nach der Lehre verbrachte er zwei Jahre an der Universität von Philadelphia, um Kunst und Fotografie zu studieren. Unterstützt wurde er von seinem Arbeitgeber. Im Gegenzug verpflichtete sich Flück, mindestens fünf Jahre im Betrieb zu bleiben. Das Resultat: Bei Huggler stehen nicht nur klassische Figuren und Reliefs zum Verkauf; die Holzbildhauerei führt auch eine eigene Design-Linie.

Berufsreform als Knacknuss

Dass sich traditionelle Handwerksberufe wie jener des Holzbildhauers stets um neue Ansätze bemühen müssen, um zukunftsfähig zu bleiben, davon ist auch Xaver Pfyl überzeugt. Er sagt: «Im Beruf sollte jeder kreativ tätige Handwerker zu einer eigenen Formsprache finden.» Pfyl leitet die Brienzer Schule für Holzbildhauerei. Die Institution versteht sich in erster Linie als Lehrwerk-

statt für angehende Holzbildhauer aus der ganzen Schweiz. Derzeit sind alle 24 Ausbildungsplätze belegt.

Seit zwei Jahren fungiert die vom Kanton Bern getragene Schule auch als gemeinsames Zentrum von fünf Metiers, die sich in der Interessengemeinschaft Kunsthandwerk Holz (IGKH) zusammengenommen haben: In Brienz werden Lernende der Sparten Holzbildhauer, Drechsler, Flechtwerkgestalter, Küfer und Weissküfer blockweise in Allgemeinbildung, Berufskunde und überbetrieblichen Kursen unterrichtet. Die allgemeinbildenden Lektionen finden in gemeinsamen Klassen statt, einzelne überbetriebliche Kurse ebenso. Diese Atmosphäre fördere den Ideenaustausch mit anderen Berufen, so Pfyl.

Das Bedürfnis nach befruchtenden Kontakten mit verwandten Disziplinen an sich war jedoch nicht der Grund, weshalb die Mitgliederverbände der IGKH diesen Schritt gemacht haben. Vielmehr standen diese Holzverarbeitenden Berufe vor der Herausforderung, sich eine neue Bildungsverordnung zu geben, die

den formalen Anforderungen des Bundes genügt. Dies im Rahmen des neuen Berufsbildungsgesetzes, das seit 2004 in Kraft ist. Aus eigener Kraft hätten Kleinstmetiers wie jenes der Flechter, Küfer oder Weissküfer eine solche Aufgabe kaum zu meistern vermocht (siehe Interview). Entsprechend galt es, bestehende Synergien zu nutzen.

Einen ähnlichen Weg haben auch die Vertreter der Blasinstrumenten-, der Klavier-, der Orgel- und der Orgelpfeifenbauer beschritten. Deren Blockunterricht findet nun am Bildungs- und Beratungszentrum Arenenberg im Kanton Thurgau statt. Indes: Im Unterschied zum Holzverarbeitenden Kunsthandwerk führte die Berufsreform bei den Musikinstrumentenbauern dazu, dass aus mehreren, ehemals eigenständigen Disziplinen ein einziges Berufsfeld mit den entsprechenden Fachrichtungen geworden ist. «Wir sind nicht unglücklich mit der neuen Ordnung», sagt Jörg Gobeli, der verantwortliche Schulleiter am Arenenberg. Bedenken, dass spezifische Kenntnisse der einzelnen

Musikinstrumente unter den neuen Strukturen verwässert werden könnten, hätten sich nicht bestätigt.

Es ist ein offenes Geheimnis, dass Blasinstrumenten-, Klavier-, Orgel- und Orgelpfeifenbauer auch deshalb zu einem Berufsfeld zusammengefasst wurden, weil ihre Verbände die verlangte Überarbeitung der beruflichen Grundbildung relativ früh angegangen sind. Im Falle der IGKH zeigte sich das zuständige Bundesamt für Berufsbildung und Technologie (BBT) bereits kulant. Holzbildhauer, Flechtwerkgestalter und Küfer sind eigenständige Metiers geblieben; nur Drechsler und Weissküfer teilen sich die neu geschaffene Gattung des «Holzhandwerkers».

Weiterhin unabhängig ist der Beruf des Geigenbauers. Über eine Kooperation mit den Musikinstrumentenbauern habe man ausgiebig diskutiert, sagt Hans Rudolf Hösli, Leiter der einzigen Geigenbauschule der Schweiz. Bau, Instandhaltung und Reparatur einer Geige aber setzen ein feines Gespür für die verwendeten Hölzer voraus. Die Arbeit an einem Blechblasinstrument sei etwas anderes. Ausserdem, so Hösli weiter, sei die Geigenbauerlehre erst 2003 überarbeitet und ergänzt worden. Das derzeitige Reglement sei zweckdienlich. Noch stehe man nicht unter Zugzwang gegenüber dem BBT, hält Hösli fest.

Kein Platz für Romantiker

Die Geigenbauschule befindet sich ebenfalls in Brienz, auch sie ist keine Produktions-, sondern eine Lehrwerkstatt, die einzig der Aus- und Weiterbildung dient. Ob das die Lernenden ausreichend auf den Tag vorbereitet, nachdem sie ihre Kompetenzen am Markt beweisen müssen? «Aufgenommen wird nur, wem wir eine Chance zubilligen, als professioneller Geigenbauer überleben zu können», antwortet Hösli. Die Eignungsprüfung erstreckte sich über zwei Tage; für romantische Vorstellungen vom Geigenbauerberuf sei da kein Platz.

Jedes Jahr bringt die Schule zwei bis drei Berufsleute hervor. Nach Angaben Hösli entspricht dies ungefähr dem Output, nach dem der hiesige Arbeitsmarkt verlangt. Daher habe man auch nicht vor zu wachsen, sagt der Schulleiter. Die Bildungsstätte ist zwar defizitär. Doch seit sich der Kanton Bern vor elf Jahren als Träger zurückgezogen hat, werden die Fehlbeträge nicht mehr durch den Steuerzahler, sondern von einer Stiftung beglichen.

«Die Normvorschriften sind immer umfangreicher geworden»

Der Berufsbildungsexperte Emil Wettstein über die Mühen der kleinen Verbände mit den formalen Anforderungen der Verwaltung

Herr Wettstein, das Berufsbildungsgesetz ist nicht zuletzt mit dem Anspruch verabschiedet worden, alle Lehrberufe vergleichbar zu machen. Seither sind Verordnungen verlangt, die formal einheitlich gestaltet sind. Kleine Handwerksverbände aber tun sich schwer damit. Weshalb?

Früher reichten wenige Seiten, um eine Berufslehre zu beschreiben. Heute können die entsprechenden Dokumente über 60 Seiten umfassen. Die Vorgaben haben sich immer wieder geändert. Momentan gehen die Behörden davon aus, dass es erforderlich ist, sehr genau zu sein. Auch die Normvorschriften an sich sind immer umfangreicher geworden. Insofern ist es nicht verwunderlich, dass mitgliederschwache Berufsverbände Mühe haben, diesen Anforderungen gerecht zu werden. Es mangelt ihnen an Ressourcen. Ob es sinnvoll ist, dass alle Verbände die gleichen Bedingungen erfüllen müssen, ist eine andere Frage.

Und wie würden Sie diese beantworten?

Bei Lehrberufen, die Tausende von Lernenden umfassen, ist es nachvollziehbar, dass man über deren Tätigkeiten und Ausbildungsziele genau Bescheid wissen möchte. Bei Klein- und Kleinstberufen indes ist es zumindest überlegenswert, ob den Berufsverbänden

nicht mehr Freiheiten einzuräumen seien. Um es bildhaft auszudrücken: Eine kleine Gemeinde ist auch nicht auf das gleiche Mass an Rechtsvorschriften angewiesen wie eine grosse Stadt.

Fällt es Bundesamt und Verbandsvertretern schwer, eine gemeinsame Sprachregelung zu finden?

Das kann sein. Allerdings erhalten die Verbände Unterstützung durch das eigenössische Hochschulinstitut für Berufsbildung. Dessen Berater leisten gute Arbeit. Ein Problem ist jedoch, dass gewisse Techniken in traditionellen Handwerksberufen schwer in Worte zu fassen sind. Viele Fertigkeiten in den Betrieben basieren auf implizitem Wissen.

Einige Kleinmetiers haben die Reform der beruflichen Grundbildung zusammen mit verwandten Berufsgattungen in Angriff genommen. Ist man gemeinsam stärker?

Kooperationen sind sinnvoll, wenn sie durch ein gemeinsames Material, durch verwandte Arbeitsverfahren und durch ähnliche Ideale begründet sind. Berufsschulklassen mit nur einer Handvoll Schülern sind teuer. Auch deshalb kann es sich lohnen zusammenzuspannen, zumal sich auch die Kompetenz der Lehrkräfte auf wenige Schulturn verteilt.

Was halten Sie von den sogenannten Berufsfeldern, die sich aus mehreren Fachrichtungen zusammensetzen?

Bei einigen dieser Kreationen bin ich skeptisch. Häufig handelt es sich um nichts anderes als um eine Massnahme gegen die berufliche Vielfalt in der Schweiz. Es kann doch nicht sein, dass sich ein Berufsbild verändern muss, nur



Emil Wettstein
Berufsbildungsexperte

«Bei einigen dieser Kreationen bin ich skeptisch.»

um einer übergeordneten Bildungsverordnung gerecht zu werden! Das ist eine gefährliche Entwicklung.

Können Sie ein Beispiel nennen?

Es ist schwer vorstellbar, dass sich Strassenbauer, Gleisbauer und Pflasterer mit vergleichbaren Materialien auseinandersetzen. Pflasterer ist ein Handwerksberuf. Strassen- und Gleisbauer hingegen arbeiten industriell. Trotzdem figurieren alle drei Metiers im Berufs-

feld «Verkehrswegbauer». Es scheint zwar, als habe man unter den neuen Strukturen einen Modus Vivendi gefunden. Langfristig aber dürften die Nachteile für die Pflasterer überwiegen.

Wie sehen Sie die Zukunft des traditionellen Handwerks hierzulande?

Das kommt darauf an, was darunter zu verstehen ist. Alte Techniken können auch in Berufen eine Rolle spielen, die nicht unbedingt zu den traditionellen Metiers zu zählen sind. Beim Wiederaufbau des Zürcher Zunfthauses zur Zimmerleuten etwa, das 2007 durch einen Grossbrand zerstört wurde, bestand die Denkmalpflege darauf, dass die Decke des Zunftsaa's nicht mit einer Maschine, sondern mit einer speziellen Technik von Hand bearbeitet wurde. Gefragt waren Schreiner, die diese Methode beherrschten. 2012 wird es einen Lehrgang geben, der mehrere Handwerks-gattungen gezielt auf solche Arbeiten vorbereiten soll (www.handwerkid.ch).

Haben kleine Handwerksmetiers ein ähnliches Entwicklungspotenzial?

Auch alte Techniken müssen sich weiterentwickeln. Etwa wenn Werkstoffe, mit denen man jahrzehntlang gute Erfahrungen gemacht hat, nicht mehr eingesetzt werden dürfen. Umso mehr

kann es sich anbieten, die knappen Ressourcen an einem Kompetenzzentrum zu konzentrieren. Das können Interessengemeinschaften verwandter Metiers sein oder andere Institutionen wie zum Beispiel das Kurszentrum Ballenberg.

Aus kulturpolitischen Kreisen ist zu vernennen, dass alten Handwerkerfertigkeiten wesentliche Bedeutung für das immaterielle Kulturerbe unseres Landes zukomme. Sehen Sie das ähnlich?

Ja, absolut. Das eröffnet Chancen, etwa im Kulturtourismus, mit dem sich eine zusätzliche Einnahmequelle erschliessen liesse. Denkbar sind auch Lehrtätigkeiten in der Erwachsenenbildung oder im medizinisch-therapeutischen Bereich. Bestimmte Fertigkeiten können ausserdem für das materielle Erbe bedeutsam sein. Da sind unsere historischen Bauten in guten Händen. Anders steht es um die Zeugen der Schweizer Textil- und Maschinenindustrie, die in Museen stehen und von pensionierten Berufsleuten instand gehalten werden. Deren Können droht verloren zu gehen. Das sollte zu denken geben.

Interview: Robin Schwarzenbach

Emil Wettstein ist seit 1997 selbständiger Berufsbildungsexperte. Davor leitete er die Berufspädagogik im damaligen Amt für Berufsbildung des Kantons Zürich.